

# Sonntagsfreund

Illustrirte Gratisbeilage zur Oberschlesischen Volksstimme.

Nr. 37.

Sonntag, 13. September.

Jahrgang 1896.

## Vom Wassersüchtigen.

16. Sonntag nach Pfingsten.

Von Pharisäern einst mit Eif  
Am Sabbat zum Mahle gebeten,  
War unser Erlöser Jesu Christ  
Bei dem Obersten eingetreten.

Nicht konnte der falschen Tugend Schein  
Die ewige Weisheit hethören,  
Es kehrte der Herr bei Jenen ein,  
Um durch Wort und Beispiel zu lehren.

Die Heuchler, vor deren Angesicht  
Der göttliche Lehrmeister weilte,  
Erkannten Den als Messias nicht,  
Der am Sabbat die Kranken heilte.

Nun hielten die Pharisäer Wacht,  
Es regten sich arge Gedanken,  
Denn, gerade hatte man hergebracht  
Einen wassersüchtigen Kranken.

Der Herr erblickte den kranken Mann  
Und machte ihn frei von der Plage,  
Dann redete er die Töb'ler an  
Mit einer sie treffenden Frage.

Wer, der seinen Ochsen stürzen sieht  
Im Felde vom Abhange nieder,  
Holt, ob es auch am Sabbat geschieht,  
Nicht selbigen Tages ihn wieder?

Die Juden sahen sich überführt;  
Doch, nicht um sich endlich zu beugen,  
Sie blieben im Herzen ungerührt,  
Verharrend in trotzigem Schweigen.

Betrachten wir, wie der Gott der Huld  
Mit Sanftmut die Feinde behandelt,  
Herr, gib uns ein Fünkeln der Geduld,  
Mit der Du auf Erden gewandelt.

## Der Goldonkel.

Von Rebeatis.

(Nachdruck verboten.)

IV.

„Da bin ich, Kinder!“ rief Onkel Karl, und sein gutmütiges Gesicht strahlte vor Freude, als er, von seiner Reise heimgekehrt, bei unserer Witwe und ihren Töchtern eintrat.

„Und einen Wolfshunger habe ich mitgebracht,“ fuhr er fort, „und anderes Gute dazu, und darum können wir schon einmal über die Stränge schlagen, und was Extra's zu Abendessen haben. Also Hildchen und Thildchen, springt und richtet ein Festmahl an, und setzt auch eine Flasche Wein auf den Tisch! Wir wollen anstoßen auf glückliche Tage der Zukunft!“

Der bange ängstliche Blick Frau Schanzens erhellte sich bei dieser Rede, und Hildchen und Thildchen beeilten sich, mit seltener Munterkeit, dem „liebsten“ Onkel zu willens zu sein.

Es sollte gar nicht lange währen, und er konnte seinen Hunger stillen, und zwar mit etwas Delikatem: Bei Stypius gab es herrlichen Aufschnitt aller Art und von Denkelmann brachte man gleich den Wein mit herauf. Und richtig! Was die Mädels für stinke Füße gehabt haben mußten! Keine halbe Stunde war vergangen, und schon

sah unsere Familie um den nach früheren Gewohnheiten sehr reich versorgten Tisch, und alle thaten's Onkel Karl nach mit wolfsmächtigem Appetit.

„Und nun füllt die Gläser!“ rief Onkel Karl, „und hört meine Neuigkeit. Ich habe ein Landgut gekauft, und zwar just ein's, wie ich es mir gewünscht, und wie es auch euch gefallen wird; denn, wenn ihr wollt, zieht ihr natürlich mit mir!“

„Ein Gut!“ rief Frau Schanz, und ein Freudenschimmer flog über ihr Antlitz. „O Bruder Karl, das ist in der That gute Kunde! Ich hab' mich in letzter Zeit so oft aus dem Häusermeer hier herausgesehnt!“

„Ein Gut!“ so riefen auch Hilda und Thilda mit höher glühenden Wangen. Denn wenn es nun doch einmal aus war mit großstädtischer Herrlichkeit und Pracht, war es wohl immerhin ein kleiner Ersatz — auf einem Gut — einem schönen Rittergut natürlich — statt in einer engen, beschränkten Stadtwohnung zu leben. Mußte der Gutskauf nicht einen neuen Anfang bedeuten? — Sollte jetzt endlich etwas von Onkel Karls Schätzen sich zeigen?

Diese und tausend andere neugierige Fragen schwebten den jungen Mädchen auf der Zungenspitze, nur daß sie sich nicht recht damit herauswagten. Der Onkel war eben ein wunderlicher, und jetzt mochten sie es nicht mit ihm verderben. Wollte er sie über-



Dr. Subertus Sumar, Bischof von Paderborn.



raschen und ihnen keine eingehende Schilderung seines herrlichen Landhauses geben, so konnten sie sich eben auch gedulden. Ganz so fest saß ihm die Maske doch nicht mehr vor dem Gesicht — die Prüfungszeit, die harte, schwere, nahte ihrem Ende. In dieser Erwartung gaben sich Hilda und Thilda auch willig an die mancherlei Arbeit, die der Umzug mit sich brachte. Et, wie stink die Mädchen treppauf und treppab flogen! Wie ihre Wangen vor Eifer glühten! Sie konnten schon derbe zupacken, rüstig und tüchtig arbeiten, wenn sie nur wollten! Onkel Karl sah es mit Freuden, er begann seine Nichten zu loben.

„Ihr fangt an, mich zu verstehen!“ meinte er schmunzelnd, „da wird auch das Glück nicht mehr lange auf sich warten lassen!“

Das war eine Verheißung, die Hilda und Thilda nur zu gern hörten. Sie bestätigte ihre Hoffnung, daß Onkel Karls grausame Prüfung seiner Verwandten bald überstanden sein werde, und sie auf seinem Rittergute wieder einmal als „Damen“ leben würden. Hatte er doch auch den Rat gegeben, ihre Möbel zu verkaufen, da der Trödel nicht auf sein Gut passe. Wenn Onkel Karl aber z. B. die rote Plüsch-Garnitur, die sie aus dem Schiffbruch ihrer großstädtischen Herrlichkeit gerettet hatten, „alten Trödel“ nannte, wie kostbar und modern mußte dann nicht seine Schloßeinrichtung sein!

O ja, der neue Tag brach an — wenn es auch dem wunderlichen alten Onkel beliebte, noch nichts von seinen Gepflogenheiten zu ändern und noch immer den Daumen auf seinen Geldbeutel zu halten, so war es doch nicht recht von der Mutter, daß sie jetzt plötzlich anfang, ängstlich zu werden und vor zu großen Risiken im Saß zu warnen. Sie hätte sich doch freuen sollen, daß ihre Töchter endlich einmal aufzuatmen wagten!

So meinten Hilda und Thilda, und als der Onkel auf sein Gut vorausgereist war, und seine Wunderlichkeit und sein Geiz sie nicht beschränkte und bedrängte, wußten sie auch der Mutter vorsichtige Mahnungen mehr und mehr verstummen zu machen. Hilda und Thilda hatten Phantasie, das mußte man ihnen lassen! Jeden Tag erdachten sie sich eine neue Herrlichkeit für das neue Gut und das neue Leben. Es war das richtige Zaubermärchen und sie die Prinzessinnen darin, — daß sie sich auch als solche ausstaffierten, verstand sich dabei von selbst. Man hatte ja durch den Verkauf der Möbel und des ganzen Hausgerätes ein nettes Stümmchen in Händen, und es wäre mehr als Thorheit gewesen, damit knausern zu wollen. Die Mutter wurde überstimmt und die reizendsten, modernsten Reisetouilletten angeschafft; ebenso verstand es sich von selber, daß man, wenn auch nicht erster, so doch zweiter Klasse fuhr.

Wie lange hatte man das Vergnügen des Reisens nicht genossen! Hilda und Thilda waren in ganz vorzüglicher Laune — und sehr geneigt, mit ihren Reisegefährtinnen, die natürlich auch der besten Gesellschaft angehörten, eine animierte Unterhaltung anzuknüpfen. Frau v. Roden reiste mit ihrer Tochter in die Schweiz, um später nach Italien zu geben. Die Schweiz kannten Hilda und Thilda von ihrer Glanzheit her — das Land, wo die Zitronen blühen, hätten sie natürlich gerne kennen gelernt. Und warum sollten sie es nicht? Ihr Onkel würde ihnen diesen Wunsch mit Vergnügen erfüllen.

Damit begannen sie zu prahlen von ihrem reichen Onkel Karl, der in Amerika Krösus-Schätze aufgehäuft und jetzt sich hier ein prächtiges Rittergut gekauft habe, auf das zu reisen sie im Begriffe ständen. Und ihre Rede mußte wohl Eindruck machen! Zu mindesten schauten Frau v. Roden und ihre Tochter fast ebenso begierig nach dem fabelhaft reichen Onkel Karl aus, wie dessen Nichten selber, als deren Endstation gekommen war.

Es waren nur wenige Menschen auf dem Perron. Von Onkel Karls eleganter Equipage war noch keine Spur zu entdecken. Nur ein kleiner Einspanner, ein Bretterwägelchen, so einfach als möglich — hielt seitwärts am Stationsgebäude.

Sahen Hilda und Thilda nach jener Richtung? Erkannten sie just wie ihre Mutter in dem Mann, der von diesem schrecklichen Gefährt herabsprang, den teuren Onkel Karl? — Schneeweiß wurden wenigstens plötzlich ihre Wangen, und hastig sprudelten sie ihre Abschiedsworte an die liebe interessante Reisegeellschaft heraus!

Auf Wiedersehen in der ewigen Stadt!“

„Nein, Onkel Karls Equipage ist noch nicht hier. Aber lange werden wir nicht mehr zu warten haben!“

„Glückliche Reise!“

Und fort eilten Hilda und Thilda dem Stationsgebäude zu, um sich jedem spähenden Blicke so schnell wie möglich zu entziehen,

denn Hilda und Thilda wären wahrhaftig vor Scham vergangen, wenn sie es hätten erleben sollen, daß ihre adelige Reisegeellschaft in dem pierschrötigen Dekonomen, der lust wie ein Bauer aussah, den so großartig geschilderten Onkel Karl hätten vermuten sollen, und in dem entseßlichen Gefährt dort seine hochlegante Equipage! Aber ach! so sehr auch die zitternden Füßchen sich spulten — Onkel Karls Riesenstimme überholte die flüchtenden Dämchen.

„Halloh, Mädels! wohin denn so eilig? Hier bin ich ja. Und der Wagen ist auch da! Und nach den Sachen will ich schon sehen. — Na, und wo ist denn die Mutter! Ach da. Nun willkommen! Steh' doch nicht so jämmerlich drein! Es wird schon alles gut mit uns gehen!“

Und damit hatte Onkel Karl seine Schwester umarmt, während Hilda und Thilda wie angewurzelt vor Schrecken dastanden, denn obgleich ihnen Hören und Sehen verging, hatten sie doch die spöttisch lachenden Mienen Frau v. Rodens und ihrer Tochter bemerkt, ja sogar zu hören vermeint, wie sie einander zuriefen:

„Sieh' da, Onkel Karl und seine elegante Equipage!“

Dann brauste der Zug davon!

Hilda und Thilda bequerten sich wirklich dazu, Onkel Karls schrecklichen Wagen zu besteigen, freilich unter heiß hervorbrechenden Thränen des Jornes und des Schmerzes. Wie hätten sie die zurückhalten sollen?

Aber niemand nahm Notiz davon. Niemand bemerkte sie, denn die Mutter saß neben Onkel Karl auf dem vorderen Sitz, und der Wagen machte solch einen Lärm auf dem holprigen Wege, daß er ihr Schluchzen übertönte.

Freilich das Weh in ihrem Herzen übertönte nichts.

Hilda und Thilda waren aus allen ihren Himmeln gefallen, und saßen nun in der tiefsten Tiefe der Verzweiflung.

Ach, was mochte, was konnte Onkel Karls Gut sein — wenn dieses kommune Gefährt seine Equipage war?

Nein, es blieb ihnen kein Zweifel. Onkel Karl hatte sie ganz unverantwortlich getäuscht und betrogen.

## V.

Onkel Karls Gut lag gar nicht weit von der Station. Es war ein hübsches kleines Anwesen. Acht schmucke, blanke Kühe standen im Stall, und vielleicht lieferte bei tüchtiger Bewirtschaftung die Wiese Futter für ihrer zehn. Auch Hühner, Enten und Tauben gab's auf dem Hof, später würden dazu noch Truthühner und Gänse kommen, wie sich ebenso mit der Schweinezucht etwas machen ließ. Um den Acker zu bestellen, genügten indessen zwei Pferde — die Wiese und der Garten waren eben die Hauptsache. Für Gartenkultur aber hatte Onkel Karl immer Passion gehabt, und da die nahe Station eine gute Verwertung der Gartenerzeugnisse erleichterte und Freund Lebrechts große Gärtnerei ganz in der Nähe lag, so daß es an gutem Raten und Thaten für Ausnutzung des Terrains nicht fehlen würde, konnte auf gedethliche Entwicklung gerechnet werden.

Ja, Onkel Karl baute auch Schlösser, aber sie hatten immerhin eine ziemlich reelle Unterlage, wenn er sich auch in einer Beziehung gewaltig verrechnet hatte — nämlich inbezug auf seine Nichten. Hilda hätte mit ihrer Mutter die Milchwirtschaft und das Kleinvieh besorgen, Thilda seine Hilfe und Stütze im Garten werden sollen, und nun thaten die Mädchen gerade, als müßten sie sterben.

Was hatten nur eigentlich die dummen Puten?

Wer hatte ihnen einen so riesigen Floh ins Ohr gesetzt, daß sie meinen konnten, Onkel Karl hätte sie auf sein Gut geladen, um sich dort auf das Sopha zu legen und die Hände in den Schoß zu legen? Ja freilich, dann hätten sie sich gründlich verrechnet. Auf dem Karls'hof gab es überhaupt kein Sopha, auf dem sie sich hätten breitmachen können. In seinem Hause sah es aus wie in der guten alten Zeit, wo man noch keine „Salons“, wohl aber gutes solides Hausgerät hatte. Das einzige weiche Möbel war der mit Leder überzogene Großvaterstuhl, wie ihn der Vater selbst auch gehabt, und der sollte auch gern seiner Schwester zur Verfügung stehen, nicht aber ihren Pteraffen von Töchtern. Hilf Himmel! welch eine Riesengeduld gehörte dazu, die Mores zu lehren, und noch sah Onkel Karl nicht, wie er damit fertig werden sollte!

Ein bisschen verzweiflungsvoll trakte sich Onkel Karl hinter den Ohren, und dann berief er seine Schwester zu sich.

„So, Fiete. Jetzt sag mir einmal, was ihr vorhabt, und weshalb deine Töchter thun, als ob sie am Spieße stecken und ich sie zum Frühstück zu verspeisen gedächte. Aber, bitte, keine



Winkeltzüge mehr, sondern rund und klar mit der Wahrheit heraus. Was habt ihr gedacht? Ich will keinen Wein."

Und den schenkte ihm denn auch Frau Schanz unter Seufzen und Thränen ein.

Sie gestand ihm, wie sie sicher erwartet hätten, daß er das Füllhorn seines Glückes über sie ausschütten würde, so wie auch, daß Hilda und Thilda sich unter Onkel Karls Gut ein prächtiges Rittergut vorgestellt hätten, auf dem sie ein goldenes Leben in Glanz und Pracht zu führen haben würden.

Onkel Karl hörte seiner Schwester zu, ohne eine Miene zu verziehen, und erst als sie schwieg, sah er zu ihr auf.

"Also das war's. Nun, da darf ich allerdings mit den Mädels nicht zu strenge Gericht halten, ihnen wohl auch gestatten, ein Zipfelfchen des Vorhanges zu lüften, der meine Schätze vorläufig ihren Blicken entzieht. Sage also Hilda und Thilda, daß sie ihrem Onkel in der That ein wenig in die Karten gesehen; daß er ein Spiel mit ihnen spiele, aber voller, ganzer Ernst dahinterstecke, und daß mein Glück und alle meine Schätze ihnen zu Gebote ständen, wenn sie mit mein Spiel nicht verdürben, sondern ihre Rolle gut durchführten. Dich, liebe Schwester, brauche ich nicht erst besonders zu ermahnen. Eine Mutter will ja nichts als das Glück ihrer Kinder, und da du es den Mädchen nicht hast sichern können, läßt du dir meine ernstgemeinte Hilfe dazu wohl gern gefallen."

Onkel Karl legte seine Hände in die seiner Schwester und schaute ihr tief in die Augen, und Frau Schanz wußte nicht, war es Ernst oder Scherz, was ihr aus seinem Blick entgegenstrahlte.

#### IV.

Inzwischen saßen Hilda und Thilda oben in ihrem Erkerstübchen, das wohl einfach, aber mit den blütenweißen Himmelbetten und den frommen Bildern an den Wänden sehr traulich eingerichtet war. Es war so recht ein Jungfrauengemach: klar und sauber — fromm und züchtig.

Freilich Hilda und Thilda hatten noch nicht daran gedacht. Sie hatten nur gesehen, wie einfach die Möbel waren und wie die ganze Zimmereinrichtung nicht für Damen, sondern für Bäuerinnen paßte — und darum hatten sie mit Weinen fortgefahren, bis ihre Augen rot und geschwollen wurden und sie gar nichts mehr sahen.

Kein Wunder, daß Frau Schanz mit ihrer Botschaft von Onkel Karl anfangs taube Ohren bei ihren Töchtern fand. Das Zipfelfchen des Vorhanges vor des Onkels Schätzen, das ihnen nun gelüftet wurde, war viel zu klein, und das Spiel, das sie mit ihm zu spielen hatten, gar so schwer. Hilda und Thilda wußten auch schon, hatten sie sich einmal zu ihrer Rolle bequemt, ließ sie Onkel Karl nicht los, dann hatten sie dieselbe auch durchzuführen, und deshalb wollten sie lieber —

Ja, was denn?

Ein Unterkommen bei fremden Leuten suchen oder für einen Laden arbeiten?

Was besaßen sie noch? Was nannten sie ihr Eigen?

Und wenn sie auch versicherten, tausendmal lieber sterben zu wollen, als dieses elende Leben weiter zu führen, noch lebten sie eben, und gewaltsam ihrem Leben ein Ende zu machen — ja, dazu saß im Grunde ihrer Seele noch zu viel Gottesfurcht. Mit Worten wollten sie es schon — aber bis zur That war doch der Schritt ein gar zu großer und verhängnisvoller!

Darum trockneten Hilda und Thilda endlich doch die bitteren Thränen des Jornes und der Enttäuschung, und endlich lauschten sie sogar begierig auf die Trostesworte der Mutter.

Es war ja nicht alle Hoffnung aus!

Wenn sie sich in Onkel Karls Willen fügten und ihre Rolle gut spielten, könnte er ja endlich seine Schätze doch zeigen und das Füllhorn seines Glückes über sie ausschütten. Und wenn er auch keinen Zeitpunkt hierzu bestimmt hatte, recht könnte die Mutter zuletzt doch haben, daß dieser Zeitpunkt um so näher rücken könnte, je besser sie sich in das Unvermeidliche zu schicken lernten.

Und dazu entschlossen sie sich denn schließlich.

Hilda und Thilda nahmen also die Rollen auf, die ihnen Onkel Karl zuerteilt hatte, freilich vorläufig nicht ohne Stöhnen und Klagen und nicht mit sehr hellen Gesichtern.

Allein Onkel Karl that, als merkte er es nicht. Fröhlich und klar schauten seine Augen, heiter und harmlos plauderte er mit seinen Nichten, und so lustig nahm er die Arbeit, daß Hilda und Thilda es auf die Länge auch nicht fertig brachten, immer nur wie Murrkater auszusehen. So wurden nach und nach ihre An-

gesichter heller und ihr schleppender, unlustiger Gang stiel und behende. Es mußte eben doch ein ganzes Stück Arbeit über Tag bewältigt werden.

Und selbstsam! Dieses Stück Arbeit gab ihnen bald wirkliches Interesse.

Frau Schanz machte den Anfang damit.

Es war ja ja, als wäre sie in ihre Jugendzeit zurückversetzt, wo das Wirtschaften nicht ihr Beruf, sondern ihre Freude war. Und sie verstand etwas davon, und es freute sie, daß ihr Bruder das so herzlich anerkannte, daß Karlschofer Butter und Käse bald in der Stadt berühmt wurden und die besten Preise erzielten. Auch mit der Hühner- und Entenzucht kam Frau Schanz prächtig in Gang, so daß sie auch die von Gänsen und Truthühnern noch hinzunehmen konnte, gerade wie es Onkel Karl vorausgesehen und wie er ebenso richtig erkannt hatte, daß Hilda für alles Götter ein natürliches Interesse hatte, sich also vortrefflich zur Gehilfin eignete, während Thilda dagegen eine Vorliebe für alles Gewächs besaß. Es müßte ja wirklich nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein so großer Garten, wie der zum Karlschof gehörige, ihr kein Interesse hätte abgewinnen sollen, da ja seine Pflege und Einrichtung ihr mit unterstellt war. Und dann — liegt denn nicht in jedem gesunden Menschen ein gewisser Thätigkeitstrieb? Wir müssen nicht nur im Schweiß unseres Angesichts unser Brot essen, nein, wir begehren es auch nach unserem inneren Menschen, bewußt oder unbewußt, als unser Heilmittel. In jedem Falle erwies sich für Hilda und Thilda die Arbeit als ein solches.

Onkel Karl konnte schon nach Verlauf des ersten Sommers mit dem Erfolge seiner Kur zufrieden sein; während Hilda und Thilda wenigstens zugaben, daß sie auf dem Karlschof weniger unglücklich gewesen, als je seit ihrem Unglück, und daß, wenn sie auch noch litten unter Onkel Karls grausamem Spiel, sie doch imstande sein würden, ihre Rolle zu Ende zu bringen. Und das war immerhin schon etwas. Auch vergeht die Zeit bekanntlich nie schneller als unter regelmäßiger Arbeit.

Selbst der Winter, vor dem Hilda und Thilda sich so sehr gefürchtet hatten, war um, sie wußten nicht wie. Ueber Tag gab's eben genug zu schaffen, und abends bei der Handarbeit oder beim Samen-Ausshüllen las Onkel Karl vor, oder erzählte auch von seinen amerikanischen Erlebnissen allerlei Interessantes. Dazu hatte man auch ganz nette Nachbarschaft, besonders Gärtner Lebrechts und auf dem nächsten Hof die Puseler'schen Geschwister. Anfangs freilich war Hilden und Thilden dieser Umgang viel zu kommung gewesen, und hochmütig hatten sie das Mädchen gerümpft; aber auf dem Bande wird man bescheiden. — Jetzt dachten sie schon gar nicht mehr daran, daß ihnen der Verkehr mit den lieben Nachbarn mißfällig gewesen war. Im Gegenteil, Katharina Puseler war ein so tüchtiges, verständiges Mädchen, und ihr Bruder Josef spielte so hübsch Zither — und Lebrechts waren so alte Freunde von Onkel Karl, und Karl Lebrecht, sein Patentkind, ein so tüchtiger junger Mann, ein wahres Genie, was die Gärtnerei betraf. Thilda konnte eine Unmasse von ihm lernen, für den Garten und das neue Gewächshaus, das Onkel Karl eingerichtet hatte, und sehr freundlich war es, daß er ihr auch Unterricht in der Pflanzkunde gab. Je mehr Thilda hineinschaute in die Wunder der Pflanzentwelt und in die Weisheit und Schönheit ihrer Einrichtung, um so ehrfürchtiger und größer wurde ihr Glaube an den gütigen großen Gott, der alles das geschaffen zu Nutzen und Frommen und zur Freude seiner Menschenkinder.

Ja, Thilda, deren religiöse Erziehung vernachlässigt worden war, lernte gleichsam aus dem einen Blatt der Schöpfungsgeschichte, das ihr jetzt erklärt wurde, das A-B-C der Liebe Gottes, sodaß sie weiter lernte und Gott auch in der Kirche und in ihrem Herzen suchte. Wo aber ein Menschenkind erst das höchste Gut zu erkennen anfängt, da heißt es bald, daß Gott alles in ihm neu macht.

(Schluß folgt.)

### Der Königsschuß.

Eine Schützenfest-Geschichte von Hans Richter.

(Nachdruck verboten.)

Bei den Gilden meiner Heimat herrscht der Brauch, daß beim Schießen um die Königswürde auch für den regierenden König und den Kronprinzen je ein Schuß abgegeben wird. Ich sende das voraus, da ich nicht weiß, ob das auch anderorten geschieht, wo dann verneinenden Falles diese dem Leben nach-

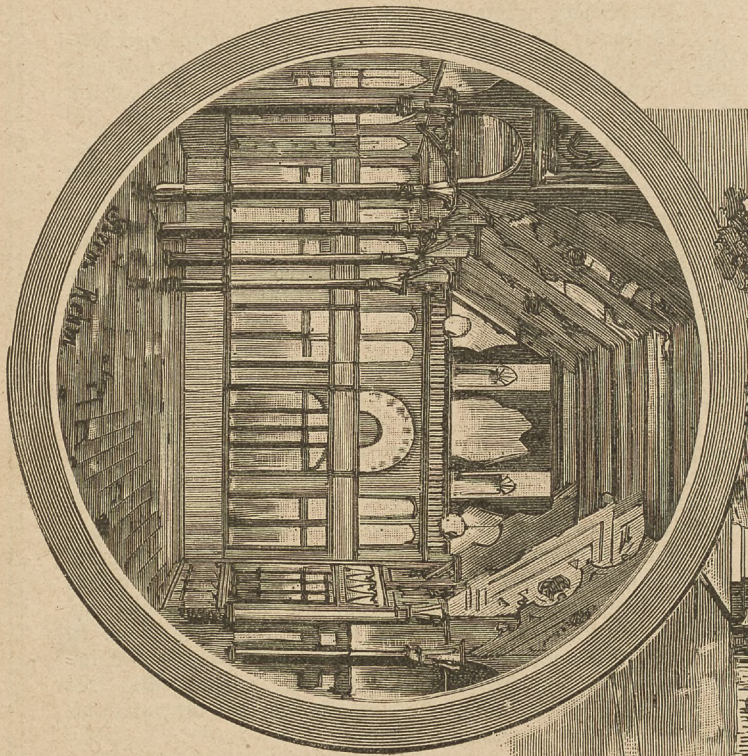


erzählte Geschichte ohne jene Bemerkung nicht verständlich sein würde. Bei einer vor mehreren Jahren unternommenen Fußpartie durch meine seit langem nicht gesehene wald- und bergreiche Heimatsprovinz traf ich eines Abends in einem freundlichen Gebirgs-

die Geister aufeinanderplagten, versöhnten sie sich auch wieder, und der Streit, der so gefährlich ausgesehen, endete mit einem allgemeinen Gelächter.

Der hitzigste und hartnäckigste Streiter aber war der Vater

Blick in den Saal.



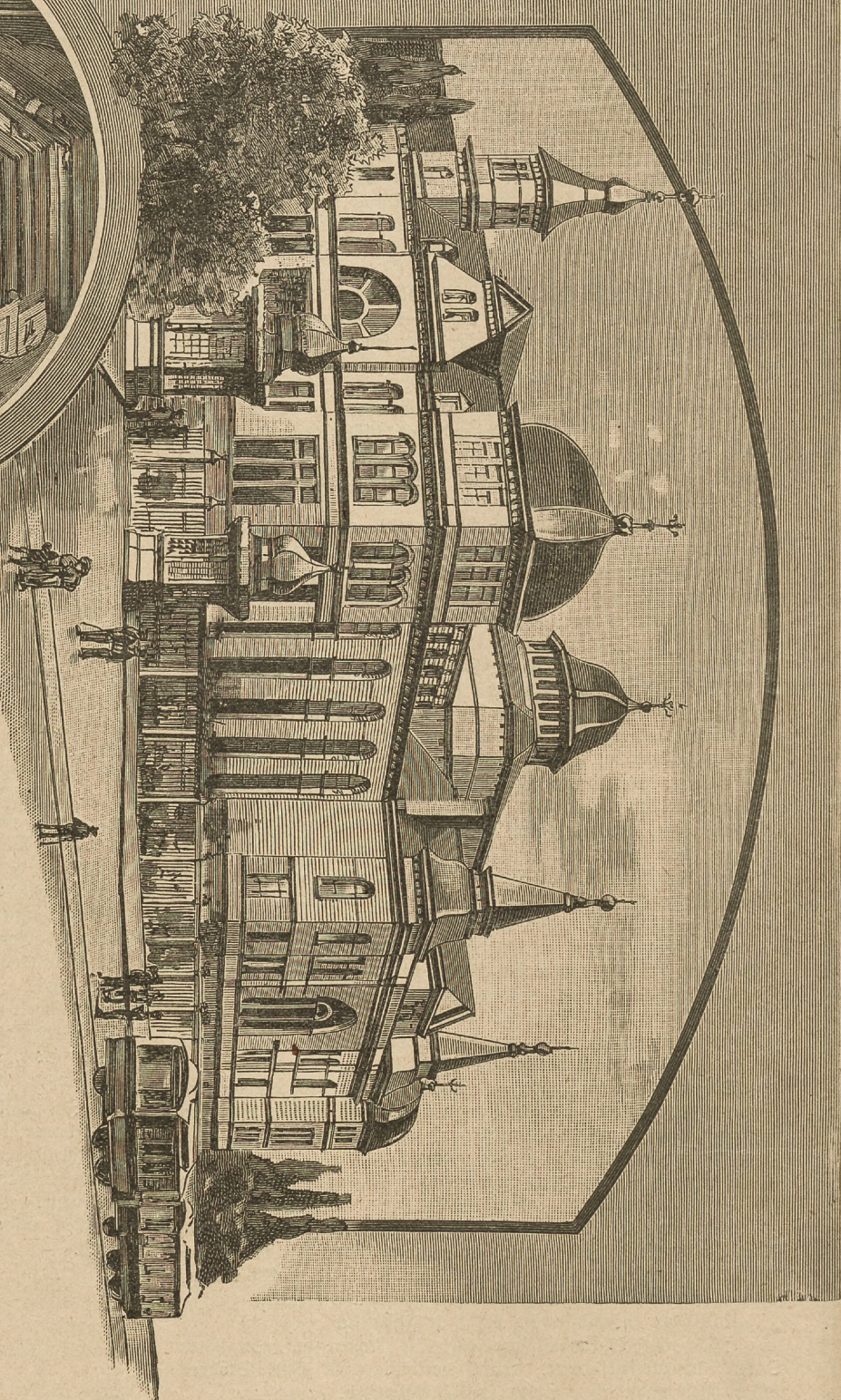
städtchen ein, an dessen Eingang sich, umgeben von einem weiten schönen Garten, das „Schützenhaus“ erhob, ein so stattliches Gebäude, daß es mit manchem Herrenhaus wetteifern konnte.

Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen, dachte ich; die Schützenbrüder halten auf einen guten Happen und einen noch besseren Schluck. Wenn man ihnen nachgeht, verläuft man sich nicht.

Raum hatte ich den müden Fuß über die Schwelle gesetzt, so kam mir der Wirt selbst entgegen, ein noch junger, intelligent aussehender hübscher Mann, welcher mich freundlich willkommen hieß und in ein behagliches, peinlich sauberes Stübchen führte. Nachdem ich den Reijestaub abgepült und abgeburstet, begab ich mich in den Garten hinunter, wo bereits die köstlichen gebackenen Forellen meiner harrien. Dazu ein prachtvolles Bier — hell, kristallklar, frisch und schäumend wie die Quellen eines schönen Berglandes, nur nicht so dünn.

O mein Instinkt hatte mich auch diesmal nicht getäuscht ... die Schützenbrüder wissen sich die rechten Quellen zu sichern ... da saßen sie in dichten Reihen um mich her, behäbige Männer mit stattlichen Gattinnen und rosig blühenden Töchtern. Mein Wirt — Gase hieß der Gute — machte mich mit einigen Familien bekannt; auch seine Gattin gesellte sich hinzu, eine auffallend hübsche, ja schöne Frau, und so entstand ein außerordentlich lebhafter heiterer Kreis, in welchem die Stunden nur so dahinsflogen.

Die Herren waren sämtlich eifrige Schützen. Sie konnten um einen Schuß debattiren, daß man glaubte, sie würden einander jeden Augenblick in die Haare fahren — aber eben so schnell wie



Der Freudenbaum in Dortmund.

der schönen Wirtsfrau, der Herr Stadtrat Merten. Das war ein kerniger großer Mann mit einem trotz seiner sechszig Jahre noch ablerlscharf funkelnden Augenpaar in dem vollen, blühend roten Gesicht, über dem das dicke weiße Haar wie eine Bürste stand.

Wenn der Herr Stadtrat seine Stimme erhob, so mahnte das



einigermaßen an den grollenden Büstenkönig, und wenn er seine Hand auf den Tisch legte, fingen die Teller und Gläser an Polka zu tanzen. Natürlich trug er eine grau-grüne Zoppe und eben solchen Hut. Er war übrigens der Schützenhauptmann und zugleich die lebende Chronik der durch ihr ehrwürdiges Alter berühmten Gilde seiner Vaterstadt.

Früher, so hörte ich bald aus dem Gespräch heraus, hatte er das Schützenhaus in Besitz gehabt.

Einige Tage mußte ich ohnehin machen, kurz überlegt beschloß ich hier zu bleiben. Frau und Herr Hase versicherten mir, es werde mich nicht gereuen. Sie haben ehrlich ihr Wort eingelöst.

Am anderen Tage schon hatte ich Gelegenheit, einem Büffelschießen beizuwohnen. Es war eine Pracht zuzusehen, wie diese hellhängigen Gebirgsjöhne mit der Büchse umgingen. Auch mir wurden ein paar Schüsse gestattet, und da ich mich dabei wacker hielt, gewann ich die besondere Gunst des Herrn Schützenhauptmanns, der mir am folgenden Morgen dann in einem nach dem Wasser zu gelegenen Anbau, der an seine Privatwohnung stieß, die Kostbarkeiten der Gilde zeigte, prachtvolle alte Humpen, Medaillen, Anhänger, Ketten, dann auch die schon sehr alte Schützen-

Thür zu seinem Privatfamilienzimmer, welches wie das ganze Haus den Stempel der Wohlhabenheit und eines zierlichen Geschmacks an sich trug.

Auf dem Ehrenplatze an der Wand, über dem Sofa, hing eine der gemalten Scheiben, wie sie in meiner Heimat beim Königschießen üblich sind und welche der jedesmalige König zum Andenken erhält. Unter dem Bilde selbst — es stellte eine von Hirschen gehaltene kleine Scheibe dar, und der Königsschuß saß geradezu mathematisch genau im Centrum — befand sich die in Devisenform gehaltene Inschrift:

Se. Kaiserl. und Königl. Hohheit Kronprinz Friedrich, den Schuß für Höchstdenselben that Kurt Hase, dazu noch das Datum, das ich leider vergessen habe.

„Diese Scheibe gehört zu dem Brandfleck in der Fahne und dem silbernen Pokal,“ sagte Herr Hase. Wir machten es uns bei einer Flasche Wein und Cigarren bequem, und Herr Hase begann:

„Papa Merten war seit seiner Verheiratung Besitzer des Schützenhauses, führte jedoch in den letzten Jahren, seit er zum Schützenlieutenant gewählt worden war, die Bewirtschaftung nicht mehr persönlich, was sich seiner Ansicht nach nicht mit seiner Würde vertrug. Er hatte ein altes Ehepaar zu seiner Vertretung eingesetzt, beschränkte sich auf die Oberaufsicht und war zufrieden,



Kronprinz Viktor Emanuel von Italien und seine Braut, Prinzessin Selene von Montenegro.

fahne, an der mir ein allerdings nach Möglichkeit verdeckter Brandschaden auffiel.

„O, o,“ sagte der Schützenhauptmann, indem er die Fahne rasch wieder einwickelte, „das passierte leider vor einigen Jahren.“ meine Beobachtung schien ihn unangenehm zu berühren, er hob ein Lederfutteral vom Bord und entnahm demselben einen wunderschönen silbernen Pokal. „Das ist ein Geschenk weiland Kaiser Friedrichs, als er unser Schützenkönig war.“

„Wie?“ rief ich erstaunt, das Prachtstück bewundernd, „der edle Kaiser ist König Ihrer Gilde gewesen.“

„Gewiß, zur Zeit als er noch Kronprinz war!“ Bei allem Stolz jedoch machte der alte Herr ein so krauses Gesicht, zeigte sich auch so schweigend, daß ich merkte, hier stecke noch etwas besonderes dahinter, was ich jedoch besser von anderen als von ihm erfahren würde.

Als er sich dann zu seinem Mittagsschlafchen zurückzog, nahm ich mir Herrn Hase beiseite. Dieser lachte hell auf.

„Da sieht man doch, wie diese Herren Schriftsteller überall das Interessante herauswittern. . . . dürfen wir's erzählen, Köschgen? . . .“ Er zog seine reizende Frau, welche soeben über den Flur ging, an sich und flüsterte ihr einige Worte in das Ohr, welche sie mit einem verschämten Erröten, ebenfalls lächelnd, zu bejahen schien. Dann huschte sie fort und Herr Hase öffnete die

wenn er nicht allzusehr betrogen wurde. Nötig hatte er das Ar-beiten wahrhaftig nicht mehr. Seine Frau war längst gestorben, und sein einziges Kind, das Schützenröschen, hätte auch ohne seine schweren Thaler einen Mann gekriegt. Sie war das schönste, doch auch das bravste Mädchen auf zehn Meilen in der Runde. . . . man sieht es ihr heut noch an, meine ich. Natürlich hatte sie an jedem Finger zehn Anbeter, aber sie sagte zu allen „Nein!“, und dem Alten war's recht, daß er sie befehlt.

Auch mein Herz war nicht kalt geblieben, als ich sie, von der Wanderschaft zurückkehrend, so herrlich erblüht wiederfand. Wir waren ein wenig verwandt, aber mehr noch dadurch, daß Vater Merten als mein Vormund mich in seinem Hause erzogen, stets vertraut miteinander gewesen. In den ersten Wochen gingen wir ordentlich ängstlich um einander herum, als seien wir in den sechs Jahren meiner Abwesenheit ein paar neue Menschen geworden, dann aber — was soll ich Sie lange mit Einzelheiten aufhalten — fanden sich plötzlich unsere Herzen.

Ich hatte mich in meinem Beruf als Büchsenmacher etabliert und durfte auch hoffen, mir mit der Zeit eine anständige Existenz zu sichern, sonst aber war ich ein blutarmer Teufel, und, was noch schlimmer war, Vater Merten traute mir nicht viel Gutes zu, weil ich — schlecht schoß. Sagten Sie nicht, es ist vollkommene Wahrheit: ich schoß miserabel, unter aller Kanone; trotz unendlichen



Lebens blieb ich nervös, müde und traf, wenn's gut ging, den Scheibenrand. Merten aber folgerte daraus, daß ich ein unruhiger Kopf sei, ein Lüdrich vielleicht gar, der die jedem anständigen Menschen angeborene sichere Hand vertrunken habe; wie aber solle ich eine Büchse zu bauen, zu reparieren, zu prüfen oder vorzuziehen imstande sein, wenn ich nicht einmal anständig mit ihr umzugehen wisse! Das sagte er mir ruhig ins Gesicht, als ich um Röschen's Hand anhielt, und fügte hinzu, da ich seiner ehrlichen Ueberzeugung nach nur eine schlechte Zukunft vor mir habe, müsse er mir seine Tochter verweigern. Es sei das Vaterpflicht und durchaus keine Bosheit gegen mich, den er ja — bis auf die gemeine, niederträchtige Schießeret — ganz gern habe. Na, so ein Gernhaben.. dafür war wirklich zu danken!

Selbstverständlich verbot er mir das Haus und Röschen jeden Verkehr mit mir, doch konnte er nicht hindern, daß ich die Gasträume und den Garten betrat, da ich ja Mitglied der Gilde war. So hatten wir Gelegenheit genug, uns zu sehen, und wenn wir mal recht gemüthlich plaudern wollten, so trafen wir in dem großen Zimmer zusammen, in welchem die Fahne und die anderen Kostbarkeiten der Gilde aufbewahrt werden. Hier vermutete uns niemand, bis uns der Alte doch eines Abends — gerade am Abend vor dem Königsschießen — erwischte.

Mit dem Richte in der einen, einen blanken Säbel in der anderen Hand stürzte er wie ein Rasender in das dunkle Gemach, verwickelte sich jedoch in der Eile in den Teppich und fiel. Dadurch gewann ich Zeit, den gewohnten Rückzug durch das Fenster, das ja auch mein Eingang war, anzutreten; Röschen war bereits entflohen. Eben wollte ich mich niederlassen, da bemerkte ich, daß das Licht im Niedersinken die Fahne berührt und diese Feuer gefangen hatte. Ein Schüßer läßt seine Fahne nicht verbrennen. Ich zog mich wieder empor, löschte den beginnenden Brand und half dann Merten auf die Beine, der sich, von dem Falle halb betäubt, bisher vergebens aus dem verwünschten Teppich los zu kommen bemüht hatte.

„Junge,“ sagte er dann pustend, „daß du die Schützenfahne vor den Flammen bewahrt hast, vergesse ich dir natürlich mein Lebtage nicht, aber wenn du denkst, mein Mädel so zu erobern, so schickst du wieder mal gründlich vorbet. Na, das ist ja bei dir nichts Neues. Daß diese Visiten aufhören werden, dafür laß nur mich sorgen.“

Damit abgepiffen. Als ich eine Erwiderung wagte, wurde er nach seiner Weise sackgroß, und um Röschen's Ruf willen mußte ich schweigen. Das wußte er und darin bestand eben seine Macht.

Am anderen Tage also fand das Königsschießen statt. All der Jubel und Trubel ging fast spurlos an mir Armen vorüber. Natürlich schoß ich wieder fast nur Löcher in die Luft, und Merten versicherte mir boshaft, er werde mir als Schützenpreis eine lederne Brille auswirken. War ich ohnehin schon geknickt, so wurde ich so zu sagen völlig zu Boden geschmettert, als bei der üblichen Auslosung auf mich das Los fiel, den Schuß für den Kronprinzen abzugeben. Vergebens protestirte ich mit Bitten und Drohen, vergebens lief ich von einem zum andern mit der Bitte, für mich den Schuß zu thun, niemand wollte es. Die einen fanden es mit den Sagen unvereinbar, die andern fürchteten, sich selber zu blamieren, und die dritten waren von Merten aufgehetzt, der sich schon im Vorgefühl meiner abermaligen Blamage, die diesmal eine noch öffentlichere und sozusagen sogar offizielle war, schmunzelnd die Hände rieb.“

Herr Hase unterbrach sich, um eine neue Flasche Wein kommen zu lassen. Nachdem wir kräftig angestoßen und uns mit frischen Cigarren versehen hatten, fuhr er mit behaglicher Miene und einem wahren Schelmglächeln fort:

„Die Angst, die ich in jener Stunde ausstand, gönne ich noch heute meinem Todfeinde nicht. Meine Freunde versichern mir, ich habe ausgesehen wie eine frisch getünchte Wand, und aus eigener Erinnerung weiß ich, daß mir die Funken grün und gelb vor den Augen tanzten, daß ich vom Kopf bis zur großen Behe wie gebadet war im kalten Schweiß und an allen Gliedern zitterte wie ein im Dezember gefahrener junger Pudel.“

Als die Reihe zum Schuß an mich kam, überfiel mich das Empfinden eines, der zum Nichts geführt wird. Die zwei Hirsche da auf der Scheibe grinsten mit an wie die Hentersknechte. Ich legte an, flach, suchte Visir, Korn, Centrum — aber das schwamm alles wie in einem grauen Nebel, dann kniff ich mit dem Mute der Verzweiflung fest die Augen zusammen, um mir diesen Nebel zu vertreiben, doch ungeschickt wie ich war, berührte

dabei mein Finger den Abzug — der Schuß fuhr heraus. Und gleich darauf, fast wie Echo, brummte — da draußen ein Kanonenschlag los, das Zeichen, daß Centrum geschossen, und der Anzeiger tanzte mit seinem roten Trikot wie toll vor der Scheibe herum. Das Unglaublichste war geschehen: ich, der ich sonst mit offenen Augen kaum die Scheibe getroffen, hatte mit geschlossenen den besten Schuß gethan!

War das ein Jubeln, Lachen, Gratuliren — nun hatte ich unsern allgeliebten Kronprinzen zum Schützenkönig geschossen und war als Stellvertreter die Hauptperson des Tages. Selbst Papa Merten mußte mir gratuliren und konnte nicht hindern, daß ich tüchtig mit Röschen tanzte.

Nach einiger Zeit traf ein huldvolles Schreiben aus dem kronprinzlichen Kabinett ein des Inhalts, daß Se. Kaiserliche Hoheit gern die auf ihn gefallene Würde des Schützenkönigs annehme und mich, mit bestem Dank für den guten Schuß, mit seiner Stellvertretung beauftrage. Die Gilde erhielt den schönen Pokal zum Geschenk und ich eine prachtvolle Denkmünze.

Mit Röschen kam ich freilich nicht weiter, trotzdem es jetzt wie eine Erlösung über mich gekommen war, ich hatte nämlich meine Nervosität verloren und begann so gut zu schießen wie irgend ein anderer.

Da führten die Herbstmanöver unseren erlauchten Schützenkönig nach unserem Städtchen. Natürlich ließ es sich die Gilde nicht nehmen, ihn am Bahnhof in Paradeaufstellung zu empfangen. Ich stand mit dem Hauptmann auf dem rechten Flügel, vor uns die Vertreter der Stadt und die Ehrenjungfrauen. Röschen sollte ihm einen Blumenstrauß überreichen.

Wie schlug uns allen das Herz, als die unvergeßliche hehre, edle, schöne Gestalt des hohen Herrn auf uns zuschritt mit seinem treuherzigen Lächeln, das ihm stets alle Herzen im Sturm gewann. Nachdem er Röschen ein paar heraldische Worte gesagt, wurde ich ihm vorgestellt; er drückte mir kräftig die Hand und mahnte mich, als sein bestellter Vertreter die edle Schützenkunst nach Kräften zu pflegen, worauf er lächelnd fragte, ob ich denn auch schon in eines Mägdleins Herz den Kernschuß gethan.

Ich konnte vor Verlegenheit kein Wort hervorbringen, blickte aber unwillkürlich auf Röschen, die purpurrot erglühte und einen Seufzer ausstieß.

Da lachte der hohe Herr hell auf und drohte mit dem Finger: „Also so steht es! ein schöneres Ziel konnten Sie schwerlich finden. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, mein lieber Stellvertreter, da Sie jetzt König sind, werden Sie ja wohl keinen Korb bekommen. Glück zu! ... nicht wahr?“ und dieses „Nicht wahr“ richtete er an Papa Merten, der ihm zufällig zunächst stand, und sollte nun der Mann seinem Kronprinzen widersprechen? unmöglich! er stammelte einige Worte, welche der Kronprinz, der ja keine Ahnung vom Sachverhalt hatte, gar nicht verstand, trotzdem aber im Weiterschreiten mit einem freundlichen Kopfnicken beantwortete.

Noch heute behauptet mein Schwiegervater, der Kronprinz habe um sein Jawort gebieten. Lassen wir ihn bei dieser frommen Täuschung! Ich bin ihm ja inzwischen ein lieber Schwiegerjohn geworden, auch ein braver Schüßer und vor allem ein glücklicher Gatte und Vater. Das verdanke ich jenem wunderbaren Königsschuß.“

## Im Saisun.

Von H. de Méville.

Es war an einem Septemberabend des Jahres 18.. Das englische Dampfschiff „Mile“, von Hongkong nach Capstadt bestimmt, befand sich etwa 150 Meilen von der Küste entfernt, im südchinesischen Meere, auf der Höhe von Saigon. Es war ein schwüler, drückender Abend, die flauwädrige Brise trieb das Schiff mit einer Fahrt von kaum vier Meilen durch das Wasser und die tübe, dunstige Luft lag den Menschen fühlbar auf der Brust. Auch die Nacht brachte keine Erleichterung, der Himmel war zwar klar, aber es lagerte ein leichter Dunstschleier über dem Meere und die Sterne funkelten in unheimlichem Glanze. Langsam stieg am südöstlichen Horizonte eine dicke, schwarze Wolkendecke auf und das zeitweilige Wetterleuchten hinter ihr ließ ihre scharfen, zackigen Ränder drohend hervortreten. Noch waren Wind und See regelmäßig und ruhig, aber alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß dem Schiffe ein Saisun bevorstand, und das langsame, doch stetige Fallen des Barometers ließ schon um 12 Uhr Nachts keinen Zweifel mehr an der Thatsache aufkommen, daß derselbe gerade auf das Schiff zukam. An ein Entfliehen war nicht zu denken; rechts lagerte die Küste des asiatischen Continents, links die zahlreichen Inseln des ost-



indischen Archipels mit ihren schwierigen und gefährlichen Durchfahrten, es half nichts, der Sturm mußte abgewartet werden, möglich, daß die solide Konstruktion des schönen, schlanken Stahlschiffes ihm noch Rettung brachte.

Aber es galt nun, in möglichster Eile die Vorbereitungen für den Empfang des Orkans zu treffen, und überflüssige Zeit war nicht mehr zu verlieren. „All Hands an Deck!“ ertönte das Kommando und eils nach dem anderen verschwanden die Segel des braven Schiffes und wurden festgemacht. Auch die Oberbramrazen, die höchsten an jedem Mast, wurden an Deck gegeben, um das Gewicht der Takelung zu erleichtern und gegen 4 Uhr Morgens war man endlich mit allem fertig. Es war aber auch die höchste Zeit! Wind und See hatten bedeutend zugenommen und mit höhlendem, unheimlichen Rauschen brach die letztere in sich zusammen. Die drohende, schwarze Wolkendecke am Horizont war heraufgestiegen und bedeckte schon fast den ganzen Himmel. Schwer arbeitete das Schiff, ohne die Stütze der Segel, in der wildbewegten See und mit banger Sorge beobachteten die Menschen, die sich kaum auf den Füßen halten konnten, das Herausziehen des Unwetters. — Da löst sich ein dichter Klumpen von der massigen Wolkendecke ab, deren zackige Ränder im Lichte eines mächtigen Blizes erglühn. Mit rasender Schnelligkeit steigt es daher über die schäumende, brodelnde Wasserfläche und unwillkürlich klammern sich die Hände des Kapitäns fester, krampfhaft, um das Geländer der Brücke. Heulend trifft der erste, gewaltige Stoß das brave Schiff, es mit einem Ruck, als wollte er es zerbrechen, nach Lee überlegend, daß in ununterbrochenem, mächtigem Strome die rasende See auf das Deck sich ergießt. — Der erste fürchterliche Stoß ist vorüber und er hat gezeigt, daß die wenigen Sturmsegel, die das Schiff trägt, noch zuviel sind für die Wut des rasenden Orkans. Es gilt die Pause benutzen und noch mehr Segel bergen. „Gei auf, Kreuz-Untermarssegel!“ Es gelingt, und wenige Augenblicke nach dem Kommando schon ist das Segel geborgen. Auch das Vormarssegel wird vollends fest gemacht und vom Großmarssegel bleibt nur noch die vom Winde abgekehrte Seite stehen. Vor dieser, dem Sturmbezug und einem kleinen, dreieckigen Vorsegel beiliegend soll dann das Schiff den Sturm abwettern!

Noch haben die bei Großmarssegel beschäftigten Matrosen die Raa nicht verlassen, da stürmt von neuem die gewaltige, bergeshohe Flutwelle heran, die der zweite, rasende Stoß des Orkans vor sich herreibt. Wenige Augenblicke später trifft dieser das Schiff, das schöhnend und ächzend in all seinen Teilen sich noch weiter überlegt als vorher. Fast die Hälfte des Hauptdecks ist unter einer schäumenden, fochenden Flut grünlichwarzen Wassers begraben, wie eiserne Stangen stehen die Wanken (Haltebaue der Masten) an der Luvsseite, indes sie auf der anderen, vom Winde abgekehrten Seite soviel los bekommen haben, daß sie in stark gekrümmtem Bogen stehen. Mit rasender Wut fällt der Sturm mit immer erneuter Kraft in die Segel; ein donnernder Knall und in tausend Fetzen zerrissen fliegt das Großmarssegel hinaus in die Nacht. Zum Glück, denn wenig mehr und der Mast wäre gebrochen, ein Unglück, welches den Untergang des Schiffes unvermeidlich gemacht haben würde.

Menschenkräfte sind ohnmächtig gegen das Rasen der Elemente. Nun stehen Offiziere und Mannschaften auf dem Achterdeck, dem einzigen Platze, wo sie noch einigermaßen Schutz finden vor den schweren Seen, die von beiden Seiten, wie über eine blinde Klippe, über das Schiff hinwegbrechen, das wie ein Kork auf den Wellen tanzt. Wie schnell ist das riesige Gebäude zusammengeschrunpft zum gebrechlichen Kahn, ein wehrloses Spielzeug der empörten Elemente! — Fast erschreckt es unmöglich, daß die Wut des Sturmes sich noch steigern könne, und doch kann sich Niemand verhehlen, daß das Schlimmste dem Schiffe noch bevorsteht. Das feste Fallen des Barometers zeigt an, daß das gefährlichste Centrum des Orkans mehr und mehr dem braven Fahrzeug sich nähert. Der fochende, sprühende Gisch der sich an und über dem Schiff brechenden Seen hüllt es in einen dichten Schleier von Wasserdampf ein, der wie Nebel die Aussicht nach allen Seiten hin vermehrt; nichts kann mehr gethan werden, um dem Schiffe zu helfen, die einzige Hoffnung beruht noch auf seiner Festigkeit, die es vielleicht befähigt, der Wut der wie rasend an Deck stürzenden Seen zu widerstehen. Und jetzt, statt des rasenden Lobens des Sturmes umgibt fast gänzliche Windstille das Schiff. Das Rauschen der See ist der einzige Laut, der die verhältnismäßige Stille unterbricht, aber diese hat nichts Beruhigendes an sich. Jedermann weiß, daß das Centrum jetzt über das Fahrzeug hinweggeht und nach wenigen Minuten wird der Orkan mit ganzer Kraft von neuem beginnen. Geradezu entsetzlich ist hier aber jetzt das Stampfen und Rollen des Schiffes. Die als stette Wasserberge von allen Seiten herankommenden Seen werfen das gänzlich wehrlose Fahrzeug, dessen einzige seitliche Stütze, der Winddruck, jetzt fehlt, so fürchterlich hin und her, daß man jeden Augenblick denken muß, die Masten würden aus demselben fliegen.

Lange, bange Minuten, die Offizieren wie Mannschaften zur Ewigkeit wurden, dauerte diese entsetzliche Stille; dann brach von neuem mit alter Wut der Orkan los und, so merkwürdig es dem Landbewohner klingen mag, fast wie eine Erlösung wurde er begrüßt. Langsam zogen jetzt neue Hoffnung, neuer Mut in die Herzen der Besatzung des „Mile“ ein, das Schiff hatte sich als tüchtig bewährt und man war wohl zu der Erwartung berechtigt, es würde auch den letzten Teil des Sturmes überstehen. „Das Barometer steigt!“ meldete der erste

Steuermann dem Kapitän und ein tiefer, befreiender Atemzug hob die Brust des Mannes, der zwölf Stunden in banger Sorge auf der Brücke ausgeharrt hatte. Das Schwerste war überstanden.

Nicht lange und die dichten, undurchdringlichen Wolkendecken am Horizonte begannen zu zerreißen, einzelne Lichtpunkte wurden sichtbar und der Wind ließ allmählich nach. Um zehn Uhr Morgens konnte man bereits daran denken, Segel zu setzen und die entstandenen Schäden soweit als möglich auszubessern und gegen Abend steuerte der „Mile“ bereits wieder unter allen Segeln der Malakka-Straße zu, der Himmel hatte ihn gnädig vor dem Untergange bewahrt.

Nicht immer freilich geht ein Schiff so unverseht aus dieser gefährlichen Prüfung hervor; das Brechen einer Raa oder gar eines Mastes, Ereignisse, die an sich ja nicht allzu gefährlich sind, bedeuten im Laufen den unaussprechlichen Untergang. Auch den unglücklichen Schiffen, die in der Nähe von Land vom Sturme überrascht werden, ist das traurige Schicksal des braven „Mile“ fast stets gewiß, denn Segel, Anker, Maschine, alles will nichts bedeuten im Kampfe gegen die dort entfesselten Naturgewalten, die erbarmungslos das ihnen gegenüber so schwache Gebäude vernichten, das den stolzen Menschen zum Herrn des Ozeans machen soll.

## Zur Belehrung und Unterhaltung.

— Die 43. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, die das gewerkschaftliche Dortmund in den Tagen vom 28. bis 27. August in seinen Mauern tagen sah, gehört zu den glänzendsten in der großen Reihe ihrer Vorgänger. Nicht weniger als vier Bischöfe beehrten die Versammlung mit ihrer Anwesenheit, der Diözesanbischof des 43. Katholikentages, Dr. Hubertus Simar von Baderborn, Weihbischof Godel von Baderborn, Weihbischof Dr. Schmitz von Köln und der große Erzbischof von Dahle von Bombay. Die Heimstätte des Katholikentages, in der sämtliche Versammlungen abgehalten werden konnten, war der Fredenbaum, das weltbekannte größte Vergnügungslokal Deutschlands. Es umfaßt ein weites, parkartiges Terrain mit drei Sälen, Musikpavillon, Kinderspielplatz, Festwiese u. c. An den Fredenbaum grenzen zwei weitere kleinere Vergnügungslokale an, Wilhelmslust und Hubertsburg, die beide für die geschlossenen Generalversammlungen und Sektionsitzungen zur Verfügung gestellt waren. Eine Gesamtansicht des Fredenbaums, der in sechs Minuten mittels einer elektrischen Straßenbahn vom Hauptbahnhof zu erreichen ist, und eine kleine Saalanzeige zeigt unser Bild auf S. 292.

— Kronprinz Viktor Emanuel von Italien und seine Braut, Prinzessin Helene von Montenegro. Das Fürstentum Montenegro rüstet sich, die zweihundertjährige Wiederkehr jener Tage zu feiern, da der Vladika Danilo Petrovitch Negosch das Land von der Türkenherrschaft befreite und seine Dynastie begründete. Es wird voraussichtlich eine Doppelfeier sein und mit dem geschichtlichen Jubiläum eine häusliche Feier des montenegrinischen Fürstenhauses verbunden werden: die Vermählung der Prinzessin Helene mit dem Kronprinzen Viktor Emanuel von Italien. Prinzessin Helene, am 8. Januar 1878 zu Gattinje geboren, ist das fünfte Kind und die dritte Tochter des Fürsten von Montenegro und von außerordentlicher Schönheit. Die ersten Gerüchte von einer Verlobung des Prinzen von Neapel mit der montenegrinischen Prinzessin tauchten im Frühjahr des vergangenen Jahres auf, aber sie fanden wenig Glauben, denn es klang nicht eben wahrscheinlich, daß der italienische Thronfolger eine Prinzessin aus einem so kleinen Fürstenhause und aus einem „nur halb zivilisierten Lande“ wählen werde, aber schließlich widerlegten die Thatfachen alle Zweifel. Am 16. August traf der Kronprinz — der am 11. November 1869 zu Neapel geboren ist, also bald sein 27. Lebensjahr vollendet — in Antivari ein, wo er vom Erbprinzen Danilo von Montenegro begrüßt wurde. Ein offizieller Empfang fand weder hier noch auf dem Wege nach der Hauptstadt statt, da der Kronprinz im strengsten Incoognito reiste, aber in Gattinje ließ sich dieses nicht mehr aufrecht erhalten. Eine jubelnde Menge begrüßte den hohen Gast bei seiner Ankunft — denn im Herzen des montenegrinischen Volkes knüpfen sich weitgehende Wünsche und Hoffnungen an die Verbindung des Fürstenhauses mit dem italienischen Königshofe. Noch am Abend seiner Ankunft wurde im engen Familienkreise die Verlobung ausgesprochen, worauf gleich die öffentliche Bekanntmachung erfolgte. Ein Hindernis, das sich der Ehe hätte entgegenstellen können, ist angeblich dadurch beseitigt worden, daß seitens Rußlands, des alten Beschützers von Montenegro, der Uebertritt der Braut zur römisch-katholischen Kirche genehmigt sein soll.

Gleich ihren Geschwistern erhielt die Prinzessin Helene eine ausgezeichnete Erziehung. Mit dreizehn Jahren kam sie in das adeliche Damenstift zu Petersburg, wo sie fünf Jahre weilte. Auch weiter ließ sie sich eifrig ihre Ausbildung angelegen sein; außer ihrer Muttersprache beherrscht sie alle Sprachen der großen Kulturstaaten, spielt vorzüglich Klavier und Violon und besitzt eine hervorragende Begabung in der Malerei. Und wie sie von der Mutter die Schönheit,



so hat sie vom Vater, dem Fürsten Nikita, der zu den gefeiertsten Dichtern seines Heimatlandes gehört, das poetische Talent geerbt. Als hervorragende Charakterzüge der Prinzessin werden ihre Herzengüte und Gerechtigkeitsliebe gerühmt. Fast sämtliche Bitten und Beschwerden werden durch sie an den Fürsten geleitet.

Der allwissende Arzt. Der „alte Heim“ wurde einmal zu einer Dame geholt. Er war kurz vorher aus der Weinstube zurückgekehrt, wo er sich an seiner Lieblingsorte gütlich gethan hatte. Nun kam ihm der Krankenbesuch natürlich sehr unangelegen, allein da er bei der Dame Hausarzt war und diese immer gut honorierte, konnte und mochte er nicht absagen. Er kam und kühlte ihr den Puls. Aber Heim war vom Weine ein wenig unsicher geworden und irrte sich immer beim Zählen. So oft er auch die Hand ergriff, er mußte sie wieder loslassen und kam zu keinem Resultat. Da wurde er endlich ärgerlich und konnte sich nicht halten: „Verdammt,“ sprach er vor sich hin, „schon wieder angetrunken!“ — „Um Gottes willen, Herr Doktor,“ rief nun die Dame voll Verwunderung aus, „woher wissen Sie denn das?“ Die Dame liebte nämlich ein Gläschen im geheimen und hatte nun, da sie sich ein wenig zu viel geleistet, Unpäßlichkeiten verspürt und den Arzt gerufen. Als sie Heims Selbstgespräch hörte, bezog sie es daher auf sich. „Aber ich bitte und beschwöre Sie,“ fuhr sie fort, „daß Sie keinem Menschen etwas sagen, was Sie wissen.“ Heim, der nun die ganze Situation überschaute, mühte sich nicht länger mit dem Pulsfühlen und indem er mit genauer Not das Lachen niederlämpfte, nahm er eine sehr ernsthafte Miene an und sagte: „Auf Ehrenwort, Madame, ich sage es keinem Menschen; es bleibt unter uns.“ Der Dame war inzwischen von selbst besser geworden, und Heim ging lachend nach Hause zurück.

Einfluß des Schnees auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Allgemein ist man davon überzeugt, daß der Schnee, je länger er liegt, eine um so mehr befruchtende Wirkung ausübt, ohne zu wissen, ob er direkt demselben Nährstoff zuführt, oder ob er nur das Verdunsten der bereits im Boden befindlichen gasförmigen Stoffe verhindert. Da sich indessen in der Luft Ammoniak zeitweise in verschiedenen Mengen befindet, so nehmen die sich bildenden Schneewolken dasselbe in sich auf, führen es mit dem fallenden Schnee zur Erde und geben es beim Schmelzen des Schnees an dieselbe ab. Je langsamer der Schnee schmilzt, desto mehr Ammoniak vermag der Boden zu absorbieren, während bei heftigem, mit Regengüssen verbundenen Tauwetter ein großer Teil desselben hinweggeschwemmt wird und für das Erdreich verloren geht. Wer daher schon im Herbst seinen Acker pflügt und sein Gartenland tief und großschollig umgräbt, so daß das Tauwasser nicht abfließen, sondern in die Tiefe eindringen kann, führt ohne besondere Ausgabe seinem Land einen der wertvollsten Düngstoffe zu.

Wingige Schraubchen. Eine amerikanische Zeitung beschrieb kürzlich die Uhrenfabrik zu Waltham in Massachusetts, schilderte die mikroskopische Kleinheit einiger Hauptteile der Uhren und sagte unter anderem: „Es wurde uns ein Häufchen wie Eisenfeilspäne erscheinender Körner gezeigt, in unsern Augen ein staubiger Maschinenabfall. Unter einem starken Vergrößerungsglase betrachtet, waren es vollständige Schraubchen, die mit einem Schraubenzieher eingesetzt werden. Ein Pfund Stahl im Werte von M. 2 gibt 100,000 solcher Schraubchen, die M. 460 wert sind.“

Um Fußen der Brillengläser bedient man sich bisweilen eines seidenen Taschentuches, während Papier dazu viel geeigneter ist; auch die feinste Seide polirt nicht so gut, wie Papier es thut. Beobachtet man die Vorsicht, etwaigen körnigen Staub vorher fortzublasen, so entstehen auf dem Glase durch das Reiben mit Papier nicht die geringsten Schrammen. Wenn man vorher die Gläser anhaucht, so nimmt das Papier die Feuchtigkeit und auch den nun etwas erweichten Anflug fort. Am besten ist ungeleimtes oder etwas poröses Papier, solches wie es zum Zeitungsdruck benutzt wird. Löschpapier läßt auf dem Glase störende kleine Fasern zurück.

Die Kultur der Auster im Schwarzen Meere ist durch die erste russische Gesellschaft für Austerzucht bedeutend in die Höhe gebracht. Im ersten Jahre ihres Bestehens gelang es der Gesellschaft, etwa 1 Million Auster zu züchten, in diesem Jahre aber bereits 6 Millionen. Die Auster werden als ausgezeichnet und den besten Sorten Ostendens gleichkommend erklärt.

Die Nationalblume von Spanien ist die Nelke; von Deutschland die Kornblume; von England die Primel; von Italien die Margherite; von Portugal das Stiefmütterchen.

Vater (zu dem Meister, bei dem sein Sohn als Lehrling dient): „Nun, Meister, wie sind Sie mit dem Knaben zufrieden?“ — Meister: „O, sehr gut; er kann schon lügen und stehlen; und wenn er noch etwas zu arbeiten gelernt hat, kann ein tüchtiger Mann aus ihm werden.“

Ein seltsames Keiratsgesuch stand kürzlich in einer Londoner Zeitung: „Gesucht ein Gatte für die Tochter eines preisgekrönten Rattenpinders. Er muß eine ebensolche Abstammung haben und in London wohnen. Als Erkenntlichkeit wird eines der zukünftigen Jungen gegeben.“

Der erste Schreiber in einem Bureau: „Nun, Kollege, Sie wollten doch um vierwöchentliche Ferien einkommen? Warum schreiben

Sie jetzt nicht Ihr Bittgesuch, da wenig zu thun ist?“ — Der zweite Schreiber: „Fällt mir nicht ein! Ich werde doch nicht um Urlaub nachsuchen, wenn nichts zu thun ist, sondern werde warten, bis die Arbeit eine große ist.“

Alfons (vor dem Spiegel sich betrachtend). Richard: „Ich glaube, du bist der glücklichste Mensch von der Welt!“ — Alfons: „Wie so?“ — Richard: „Du bist in dich verliebt und — hast keine Nebenbuhler!“

„Sind Sie verheiratet, mein junger Freund?“ — „Nein, Herr Rat!“ — „Wie schade, eben wollte ich fragen, wie sich Ihre Frau Gemahlin befindet?“

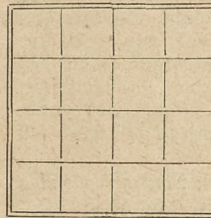
Angeklagter (der Direktor einer Versicherungsgesellschaft): „Ich versichere Sie, Herr Präsident —“ — Gerichtspräsident: „Nur nicht bei Ihrer Gesellschaft!“

Zurückgegeben. Lehrer: „Wie heißt der Affixativ von datus — gegeben?“ Schüler: „Dato.“ Lehrer: „Falsch, Du Schafskopf.“ Schüler: „Dito.“

### Logogriph.

Mit o nicht zu beschreiben,  
Sonst wird es gleich zu klar.  
Nur dies: des Gatten Treiben  
Ihr oft ein Grauel war.  
Mit g möcht' man es bleiben;  
Mit i kommt's jedes Jahr.

### Quadraträtsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben: A A E E E E G G I M M R R R R derart einzutragen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend bedeuten: 1. deutsche Stadt, 2. Nebenfluß eines deutschen Stromes, 3. Teil eines Gedichtes, 4. Körperteile.

### Akrostichon.

Amiel, Salat, Seine, Serben, Sang, Stube, Trab, Nadel, Narbe, Riege, Seile, Gitter.

Aus jedem der obenstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden. Ordnet man diese neuen Wörter so, daß sie in der Reihenfolge bedeuten: 1. nützlicher Vogel, 2. Kleiderstoff, 3. bekannter Staatsmann, 4. Metall, 5. Geschäftsraum, 6. weiblicher Vorname, 7. männliche Pflanze, 8. nährhafte Früchte, 9. Vögel, 10. Raubvogel, 11. weiblicher Vorname, 12. schmachtende Wurzel — dann bezeichnen die Anfangsbuchstaben einen um unser Schriftwesen verdienten Mann.

### Abstrich-Rätsel.

Geblixe Mister Indier Wunder Zellen Schall Reis Rübe Helios.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, derart, daß die stehenbleibenden im Zusammenhange ein Sprichwort ergeben.

### Rebus:



Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

Anagramm: Atlas — Salat.

Abstrichrätsel: Der Verstand irrt oft, das Gefühl selten.

Pyramide:

R  
A  
R  
T  
T  
A  
R  
N  
N  
A  
T  
U  
R  
S  
A  
T  
U  
R  
N

Rebus: Naturalienkabinette.